

1920³¹⁾) darf bei biblischen Büchern, die historische Form besitzen, nur aus gewichtigen, wirklich beweisenden Gründen von der streng historischen Auffassung abgegangen und eine freie Erzählung angenommen werden. Wir schließen mit den Worten des Schrift-Rundschreibens des gegenwärtigen Heiligen Vaters „Divino afflante Spiritu“ vom 30. September 1943: Es bleiben viele, und zwar ganz wichtige Fragen, bei deren Erörterung und Erklärung die katholischen Exegeten ihren Scharfblick und ihr Talent in voller Freiheit betätigen können und müssen, auf daß ein jeder nach Kräften beitrage zum allgemeinen Nutzen, zu immer wachsendem Fortschritt der kirchlichen Wissenschaft und zur Verteidigung und Ehre der Kirche³²⁾).

Zur Diskussion über die Ordensreform

Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C., Wien

In der Geschichte der Kirche stehen neben dem treuen Dienst und der stillen Bewährung des Alltags immer wieder auch *außerordentliche Bemühungen*. Sie haben namentlich in der Seelsorge, in der Caritas und für die persönliche Religiosität der Gläubigen eine besondere Bedeutung erwiesen. Einerseits waren es überragende Einzelpersönlichkeiten, die von Gott gerufen und geschenkt waren, um für eine neue Aufgabe Zeugnis abzulegen. Es scheint, daß auch unserer Zeit solche Männer wie in P. Lombardi oder Msgr. Cardijn gegeben wurden. Andererseits wurden solche außerordentlichen Anstrengungen oft aber auch von den *Orden* angeregt und getragen. Es entsteht allerdings sofort die Frage, ob die Orden gerade heutzutage zu solchen Leistungen imstande wären. Sie sind personell durch den Krieg und die Sperre während des Kulturkampfes ausgeblutet, sie sind finanziell ungeheuer geschwächt, sie sind arbeitsmäßig überlastet und meist auf bestimmte Einzelaufgaben festgelegt. Jedenfalls gibt es manche Stimmen der Kritik, die von der Notwendigkeit sprechen, daß die Orden *sich gründlich erneuern* müßten. Ein derartiges Gespräch um die Orden wird in der Kirche überhaupt immer wieder lebendig. Weil sich

³¹⁾ L. c., nr. 474.

³²⁾ Amtliche Übersetzung, erschienen im Verlag: Die Quelle. Feldkirch, S. 22. Der lateinische Text der Enzyklika findet sich in Acta Apost. Sedis XXXV, 1943, S. 297 ff. Die betreffende Stelle S. 319.

mit ihnen die Vorstellung einer Elite verbindet, geht das Ordensgespräch ja von vornherein gern auf Anliegen der Erneuerung. Namentlich dann, wenn der Katholizismus in dem betreffenden Lande weiß oder spürt, daß er selber höhergespannte Erwartungen zu erfüllen hätte, aber nicht recht zuzufassen versteht. In solchen Zwischenphasen vor wirkkräftiger Aktivität entwickelt sich leicht ein gelinder *innerkirchlicher Antiklerikalismus* voll Ungeduld und Kritiksucht, der sich in seinem Mißmut oft gegen die Orden wendet. Aufmerksamen Beobachtern mag zwar vorkommen, als ob dieser innerkirchliche Antiklerikalismus im Österreich der zweiten Nachkriegszeit die Orden noch ziemlich verschonte und sich dafür heftiger an andere Kreise wendete; es darf jedoch nicht übersehen werden, daß manche Schlagworte gegen das Ordenswesen aus den letzten Jahren des Kulturkampfes heute doch noch immer nachwirken. Die massiven Verleumdungen politischer Propaganda liefen zwar schon bei der Begegnung mit den geistlichen Schwestern in den Lazaretten und mit den männlichen Ordensleuten im Militärdienst leer, im Unterbewußtsein flackern sie aber zerstäubt wieder auf, wenn sich Anlaß dazu ergibt.

P. Lombardi

hat nun mit seinem Artikel „Rinnovamento dei Religiosi“ in der „Civiltà Cattolica“ vom 19. März 1949 wieder einmal das Stichwort gegeben, das sofort in vielen Ländern aufgegriffen wurde, zumal der Eindruck erweckt wurde, daß es sich hier um eine Initiative mit Förderung des Hl. Stuhles handle. Übrigens bietet der Artikel von P. Lombardi eine Reihe von glücklichen Formulierungen und wichtigen Gedanken, die unsere Seelsorge und das katholische Leben überhaupt angehen und anregen könnten, so daß es sich wohl lohnt, ihn stärker zu beachten. Er geht aus von „der tiefgreifenden *Erschütterung* der Welt, die große Änderungen in naher Zukunft erwarten läßt. Will man einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, muß man rechtzeitig die sozialen Strukturen überprüfen, um sie dem Menschen von heute anzupassen . . . Die Erwartung einer solchen Überprüfung ist gegenwärtig in der Kirche sehr lebendig. Bei den meisten ist es ein unbestimmtes Gefühl von Mißbehagen ohne klare Formulierung und ein passives Warten, in einigen anderen aber ist es eine ausdrückliche Erwartung,

nicht selten mit dem Willen zur Mitarbeit verbunden, sobald nur jemand die Initiative ergreift. Andere wieder stellen sich das Problem ganz persönlich und suchen auf eigene Faust eine Lösung, auf die hin sie tätig sein wollen. Es ist eine der Art und dem Grade nach sehr verschiedene, aber sehr allgemeine Erwartung“, daß etwas geschehen müsse. Gerade hierin befinden sich nun allerdings speziell die Ordensleute in einer etwas *zwiespältigen Situation*: „Einerseits sind sie am meisten dazu ausersehen, das Problem anzupacken und vorwärtszutreiben . . . Freier als andere durch die Loslösung von irdischen Bindungen und durch ihre Berufung stärker auf das Ewige hingerichtet, müssen sie das Beispiel der größten Bereitschaft geben, die neuen Positionen zu beziehen, die vom Wohl der Menschheit gefordert werden; eine hochherzige Vorhut in einer zaghaften Stunde der Reform.“ Andererseits könnten sich sowohl die Ordensleute durch ihre Regeln, Bräuche und Traditionen wie der Katholizismus überhaupt durch seinen Willen zur Bewahrung des Übernommenen gehemmt fühlen. Gewiß ist unser geistiges Erbe mit Ehrfurcht zu hüten — gerade in einer Zeit sinnloser Zerstörung und anorganischer Entwicklungen. Die Katholiken sind „große Erben: das heißt an die Vergangenheit gebunden sein. Die Weisungen des Hl. Vaters lassen erkennen, daß in der Erneuerung, um die es geht, die Ordensleute (und die Katholiken überhaupt) *nicht Menschen des Abenteuers* sein dürfen. Soll die Geschichte der Menschheit und insbesondere die der Kirche nicht eine Reihe von Sprüngen sein, die in der Praxis eine Reihe von Katastrophen wäre, dann muß neben dem Mut zur Erneuerung immer auch das konservative Moment seinen Platz behaupten“ (Übersetzung des „Orbis Catholicus“, Wien).

Doch darf die Verpflichtung auf das heilige Erbe nicht in erster Linie auf die *überlieferten äußeren Formen* bezogen werden. Das Erbe ist bei den Orden vielmehr der *Geist* des Ordensstifters, seine besondere Weise, Christus nachzubilden; diese lebendige Geistigkeit bringt aber auch die Notwendigkeit mit sich, sich den fließenden Zeitverhältnissen *anzupassen*. „Das beste Beispiel ist hier wohl der *lebendige Organismus*“, sagt P. Lombardi weiter. „Dieser bleibt in den verschiedenen Stadien immer unverändert derselbe — dieselbe Pflanze, bzw. dasselbe Tier. Aber es ist ebenso wahr, daß er sich beständig wan-

delt und nur um den Preis des Sich-Wandelns derselbe bleibt. Wenn er sich nicht wandelte, würde er sterben und wäre dann nicht mehr der, der er war . . . Wer in der Kirche z. B. die hohe Aufgabe der Jugend-erziehung hat und diese Aufgabe aus Berufung im Geist eines großen Heiligen vollführen muß, hat heute die Pflicht, dieses innere Bild *auf die Erziehung der Kinder des 20. Jahrhunderts* anzuwenden. Er hat also mit tausend neuen Mitteln dafür zu sorgen, daß er in ganz verschiedenen Temperamenten und Situationen dieselben Ergebnisse einer soliden Bildung erreiche, die der Ordensstifter zu seiner Zeit mit den damals geeigneten Mitteln erreicht hat.“ Im selben Sinne schärfte der *Heilige Vater* in verschiedenen Kundgebungen den Orden die Anpassung an die heutigen Aufgaben ein: „Prüfet in scharfsinniger Forschung, was die neuen Zeiten gebracht haben, und verwendet es für die heilige Wissenschaft“, sagte er den Dominikanern. „Befaßt euch damit“, betonte er vor den Jesuiten, „die Fragen, die die Zeit stellt, aufzuspüren und zu lösen, besonders wenn diese Fragen bei den gebildeten Gläubigen Schwierigkeiten und Hindernisse hervorrufen.“ Die Kapuziner verweist Pius XII. „auf ihre besondere Mission, bei den unteren Volksschichten — auf dem Lande, in Werkstätten und Fabriken, in Anstalten und Kerkern, inmitten der Arbeiter“. Den Kamillianern ruft er zu: „Euer Arbeitsfeld der Krankensorge ist heute weiter, da die Kranken, die Verwundeten und Kriegsversehrten fast unzählig geworden sind.“

Es bedarf — wie P. Lombardi seinen Artikel abschließt — „der Kühnheit und zugleich einer zartfühlenden Liebe für das alte Haus; eines heiligen Wagemutes für neue Unternehmungen und zugleich der Anhänglichkeit an die Traditionen . . . Nicht Abenteuer, die die ewig Unruhigen ermutigen, aber auch nicht zum Schweigen verurteilen, dem Enthusiasmus Zügel anlegen und prinzipiell gegen jede Neuerung sein. Vor jeder Änderung Furcht haben, ist nicht weniger schädlich, als mit knabenhaftem Leichtsinn jede Tradition abzulehnen.“ Damit der Einsatz aber auch zum Ziele führt, braucht es nach P. Lombardi schließlich noch unter allen Mitarbeitern „eine *größere Zusammenarbeit* der katholischen Kräfte untereinander. Dem einen Block muß ein anderer entsprechen. Und da jedermann weiß, daß die Kräfte des Bösen heute einen festgefügt Block bilden, ist es natür-

lich, daß auch die guten Kräfte heute eine größere Koordinierung durchführen müssen als in früheren Zeiten: zwischen Welt- und Ordensklerus, zwischen den einzelnen Ordensniederlassungen und einzelnen Werken der Katholiken“.

Österreichische Verhältnisse

Zunächst darf gesagt werden, daß P. Lombardis Ausführungen stark auf *italienische* Verhältnisse abgestimmt sind. Dort blieben die Orden vom Krieg und Kulturkampf relativ unberührt, ihr Nachwuchsproblem ist — ähnlich wie etwa in Irland und Polen — anders gelagert als bei uns, ihre Tätigkeit ist vielfältig mit staatlichen Behörden als Anstellungs- und Führungsinstanzen verknüpft, wie ja überhaupt der Geselligkeitstrieb der Romanen mehr Linien zum weltlichen Bereich in Gang haben mag. Jedenfalls haben bei uns im Norden die *Kulturkämpfe* der letzten 30 Jahre wie in der Seelsorge so auch bei den Orden manches Problem längst aufgerollt und vorweg gelöst, das anderswo erst noch aufzugreifen wäre. Disziplin und Zusammengehörigkeit strafften sich in der Bedrängnis, Unberufene schieden aus, wirtschaftliche Ablenkungen fielen weg, die intensive Arbeitsbeanspruchung konzentrierte das Standesbewußtsein und weckte eine neue Sehnsucht nach Verinnerlichung. Es wäre aber eine *gefährliche Selbsttäuschung* und ein unfruchtbarer Pharisäismus, wenn sich die Ordensgenossenschaften irgendwie von vornherein aus einer Debatte ausschalten wollten, die offensichtlich mit Billigung des Hl. Stuhles eröffnet wurde. Man weiß zudem, daß die Religiösen-Kongregation in den letzten Jahren wiederholt sehr initiativ vorgegangen ist, auf die Bestellung der Ordensführungen Einfluß nahm und Arbeitszuweisungen regelte. Vielleicht ist ja auch die Constitutio „Provida“ zugunsten der Instituta Saecularia vorerst weniger in der Bedeutung organisatorischer Wirklichkeit ernst zu nehmen als in der Formulierung einer These, die zum Nachdenken anregen soll. Tatsächlich haben sich die *Leitungen* unserer wichtigsten österreichischen Schwesterngenossenschaften gelegentlich des Kurses, den das Institut für Caritaswissenschaft Ende April 1949 in Lambach für Generaloberinnen veranstaltete, bereits eingehend mit der Frage der Ordensreform befaßt. Der bei derselben Gelegenheit auf Grund des Beschlusses der Salzburger Ordenstagung (Ok-

tober 1947) gegründete „*Ordensrat*“ wird das Anliegen gewiß im Auge behalten. Analog dazu bemühten sich die männlichen Orden um die Reaktivierung ihrer *Superiorenkonferenz* für Österreich, die sich sofort dasselbe Problem gestellt hat, soweit es gemeinsam erörtert werden konnte. P. Lombardi betonte ja mit Recht die Bedeutung der Zusammenarbeit, sogar der „Block-Bildung“, um dringliche Aufgaben größerer Reichweite bewältigen zu können. Der Besonderheit und Eigengesetzlichkeit der verschiedenen Ordentypen bleibt dabei der nötige Spielraum zweifellos gesichert. Die Genossenschaften *diözesanen* Rechtes, denen in Österreich über die Hälfte der weiblichen und ein kleiner Teil der männlichen Ordensleute angehört, sind diesbezüglich auch weitgehend auf die Richtlinien angewiesen, die von den bischöflichen Behörden ausgegeben werden. Dabei handelt es sich vorwiegend um *interne Anliegen*, die in diesem Stadium wohl kaum vor eine nichtkompetente Öffentlichkeit gebracht werden sollen. Auf einige Wünsche der innerkirchlichen Diskussion soll hier aber doch kurz eingegangen werden, zumal sie gerade auch im Seelsorgsklerus immer wieder erörtert werden.

Äußerlichkeiten

Manche dieser Wünsche beziehen sich konstant auf Äußerlichkeiten, wie die Ordenstracht, den Lebensstil, gewisse Verkehrsformen namentlich der Schwestern usw. Ihr Ansatzpunkt ist aber problematisch, weil äußere Veränderungen, wenn sie wirklich durchgeführt würden, nur dann sinnhaft und wertvoll sind, wenn ihnen eine innere Umstellung entspricht. Es steht indes als geschichtliche Eigenerfahrung fest, daß der besondere Lebensstil der Ordensleute und speziell die *Ordenstracht* während des letzten Kulturkampfes eine spürbare Kraft erwies. Der klösterliche Habit blieb inmitten des tollen Wirbels von Uniformen und Auszeichnungen das einzige wertbeständige Ehrenkleid, und die klösterliche *Lebensform* tat seit je gut daran, sich von oberflächlichem Gehaben nicht zu schnell beirren zu lassen. Zudem mag das Drängen auf Ablegen oder Vereinfachen der Tracht gerade bei Autoritätsberufen — wie in der Krankenpflege und Pädagogik — oft verfehlt sein, so daß selbst weltliche Sozialberufe heute nach einer Berufstracht oder wenigstens nach einem Abzeichen streben. Es ist auch nicht durchwegs

wahr, daß das Ordenskleid eine Kluft zum Betreuten hinschafft, und daß das eigene Ordensleben das Verstehen anderer Not erschwert; an Lebensnähe und Volksverbundenheit stehen die Ordensleute heutzutage wahrhaftig breitesten Schichten nicht nach.

Damit soll aber nicht brüsk abgewiesen werden, was *wirklich beherzigenswert* ist. Für die Schwesterntracht z. B., die zweifellos noch manche Elemente der bürgerlichen und bäuerlichen Frauenmode des 16. Jahrhunderts konserviert, sollten die Gesichtspunkte der Gesundheit und Brauchbarkeit wie der Schönheit und Weihe ernsthafter berücksichtigt werden, wobei die Lösung sicherlich im Doppelkleid, in der Unterscheidung zwischen Chortracht und Arbeitsgewand zu verwirklichen sein wird. Schwieriger ist die Frage der Auflockerung der Klausur als Wohn- und Denkform, zumal die meisten Ordenspersonen heute ohnehin schon in zu großer Isolierung diasporamäßig auf vorgeschobenen Posten stehen, so daß ihre Heimsehnsucht und ihr Gemeinschaftswille nur noch stärker werden. Wenn schließlich die Pflege der natürlichen Tugenden, der Allgemeinbildung und Umgangsformen, der Ansprechbarkeit und Fröhlichkeit gefordert wird, so darf nicht übersehen werden, daß unsere Schwestern seit Jahren unerhört überlastet, überarbeitet und auch gepeinigt sind; es braucht Zeit, solche Schockierungen abklingen zu lassen.

Sozialleistung

In der Zeitschrift „Caritas“ (I/3 vom März 1948) wurde ein Artikel aus Deutschland von Paulus Sladek über „Kloster und Massenelend“ abgedruckt, der den Orden neue und besondere Sozialleistungen abverlangt. Nun sind die caritativen Genossenschaften in Österreich aber wirtschaftlich bedeutend *leistungsschwächer* als anderswo; das rührt daher, daß Österreich allgemein ein ärmeres Land ist, daß die Caritasorden bei uns durchwegs jüngeren Datums sind und daß sie ihre Mitglieder vorwiegend in den Dienst von Staat und Gemeinde stellten, die ihnen seit je zu geringe Lohnvergütungen geben. Dann kam der Klostersturm, der 1938 bis 1940 über 200 Niederlassungen raubte, und der Kriegsschaden, der allein bei 30 befragten Schwesternschaften zirka 50 Millionen Schilling ausmacht. Die Orden haben seit 1945 eine ungeheure Sozialleistung vollbracht, indem sie einige hundert

Heime und Arbeitsstellen wieder instandsetzten, die halberstört und — vielfach von der einheimischen Bevölkerung — bis auf den Bretterboden ausgeplündert waren. Um das, was der Staat vor 10 Jahren durch die Gestapo binnen weniger Stunden rücksichtslos raubte, müssen nun jahrelang zermürbende Verhandlungen geführt werden, die bis heute nur erst zu einem kleinen Teil grundbücherlicher Rückeignung geführt haben. Auch der Wille der Ordensleitungen, die Siedlungsbewegung durch Bodenüberlassung möglichst zu unterstützen, stößt auf große Hindernisse bürokratischer Natur. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß die österreichischen Ordensgenossenschaften über keine zusätzlichen Einnahmequellen und nutzbringenden Auslandsbeziehungen verfügen. Im Inland können sie keine Sammeltätigkeit entfalten, und das spontane Almosen kommt den kirchlichen Kollekten zugute. Das alles wiegt umso schwerer, als die Mutterhäuser gerade in diesen Jahren — neben dem Wiederaufbau und den Steuerlasten — ungewöhnliche Fürsorgepflichten für ihre invalid gewordenen Mitglieder zu bewältigen haben. Immerhin ergab eine Rundfrage des vorigen Jahres über *das caritative Wirken*, die zirka 13.000 Schwestern erfaßte, daß 4056 Schwestern in Anstalten des Staates oder der Gemeinden, 3242 in kirchlichen Anstalten und der Rest in freier Arbeit außerhalb geschlossener Heime eingesetzt waren. Fast 6000 (5998) arbeiteten in Spitälern, 4530 in der eigentlichen Krankenpflege; es zeugt übrigens für den hohen Ausbildungsstand der Ordensfrauen, daß 2681 plus 1961, also insgesamt 4642, das staatliche Diplom, bzw. eine gleichwertige Bescheinigung über ihre Berufsschulung erworben hatten. Um näher festzustellen, wie weit diese caritative Tätigkeit greift, erfolgte kürzlich eine weitere Rundfrage, auf die unsere Orden meist nicht vorbereitet waren, so daß ein Mutterhaus geradezu antworten mußte: „Da die Liebestätigkeit in unserer Genossenschaft nie schriftlich erfaßt und niedergelegt wurde, so ist uns eine erschöpfende Auskunft unmöglich.“ Es geht uns ja auch wirklich nicht darum, Werke des Herzens und des Glaubens ruhmredig oder zur Reklame an die Öffentlichkeit zu tragen, sondern um eine Ehrenschild nach Jahren der Verkennung und sogar der Verfolgung. Die 28 Orden, deren Berichte hier in Betracht kamen, mit zirka 6300 Profeß-Schwestern und gegen 1500 weltlichen Hilfskräften betreuen *Tag für Tag*

über 51.000 Schützlinge in gut 400 Anstalten für Erwachsene, 168 Kindergärten und 115 Schulsystemen. Das ergibt pro Jahr fast 20 Millionen *Pflegetage*, zu denen noch einige Millionen *freier Ausspeisungen* außerhalb des Anstaltsbetriebes kommen. Unter den Anstalten wären hervorzuheben 36 ordenseigene *Spitäler*, 8 kirchliche und 92 staatliche oder städtische Krankenhäuser, in denen geistliche Schwestern den Pflegedienst versehen. Desgleichen 21 ordenseigene und 16 kirchliche *Erziehungsfürsorgeheime* und Internate sowie 13 ordenseigene, 7 kirchliche und 2 öffentliche Anstalten für *Kinder*. Dabei muß noch bedacht werden, daß viele dieser Niederlassungen seit 1945 aus dem Schutt der Bomben und Beschlagnahmen erst wiederaufgebaut werden mußten; das war umso mühsamer, als die genannten Orden aus Krieg und Kulturkampf einen nachweisbaren Schaden von fast 8000 Schilling, auf den Kopf der Schwester gerechnet, erlitten haben.

Es erhebt sich dabei allerdings auch die Frage, ob denn die Orden mit ihrer Fürsorge wagemutig wirklich auf *jene Notstände* achthaben, um die sich weder der Staat noch sonst jemand systematisch kümmert. Jahrhundertlang hat sich der Staat bekanntlich überhaupt nicht um die Notleidenden gesorgt, sondern diese Sorge der privaten und kirchlichen Liebestätigkeit überlassen. So ist der Caritas die Verantwortung und Initiative, die Findigkeit und der Wagemut zu neuen Aufgaben und Wegen an sich geradezu vererbt, und immer wieder haben tatsächlich eben die Orden die Opferkraft und Beweglichkeit erwiesen, offenstehende Lücken zu schließen und dort zu helfen, wo staatliche Fürsorge und Sozialversicherung noch nicht zufassen konnten. Andererseits haben sie im fruchtbaren Sinne *Tradition* gewahrt und all die mühsam errungenen Gesetze der beruflichen Ethik, Psychologie und Methodik hinübergerettet über die — oft gewaltsamen — Entwicklungen im Sozialbereich. Sie sind wahrhaftig auch heutzutage inmitten vielfältiger Not für deren Überwindung von entscheidender Bedeutung, wie die Praxis beweist.

Schließlich ist zu bedenken: Schwerkriegsversehrte kämpfen in den Orden um ihre Existenz und Totalgebombte können nicht aus vollen Vorratskammern schöpfen. Gewiß, mag man nun unterscheiden wollen zwischen schwerringenden Armenhäusern und den Groß-

klöstern, Abteien und Stiften. Manche derselben brauchen wohl noch etwas Zeit, um ihre wiedergewonnenen Räume nach unvorstellbarer Verwüstung wieder benutzbar zu machen und in einen Plan zur Behebung der Massennot und Zeitaufgaben hinauszurücken. Vielleicht stehen sie dabei vor einer ähnlich *revolutionierenden Aufgabe* wie vor 170 Jahren, wo kühne Entschlüsse gefaßt werden mußten, um das Ganze zu retten. Sie werden dazu umso eher imstande sein, je mehr sich tatenfrohe Jugendliche bereitfinden, die alten Banner wagemutig in die neue Zeit zu tragen. Wir wissen ja: ein Bau bedeutet für die Nothilfe noch nicht viel, es braucht vielmehr immer wieder die lebendigen *Menschen*; diese werden unter Umständen — wenn es nottut — auch einen Bau finden oder ganz neu errichten.

Persönliche Liebestat

Nun verweist man darauf, daß die Armutspraxis in den Orden vielfach *institutionell* geworden ist und die persönliche Liebestätigkeit der einzelnen Ordensleute einschränkt. Das gilt aber nur für die äußere Gabe und nicht für die persönliche Leistung und Hingabe, auf die es heutzutage umso mehr ankommt, als für das *Finanzielle* stets mehr die Behörden und Sozialversicherungsinstitute — schon auf Grund ihrer ungeheuren Einnahmen an Steuern und Beiträgen — herangezogen werden müssen. Immerhin haben die Orden ihren Mitgliedern während des Kulturkampfes die Freizügigkeit im Rahmen des Armutsgeübdes etwas gelockert, aber damit keine guten Erfahrungen gemacht; die persönliche Ausgabenpolitik hat sich meist — auch in der Wirkung — verzettelt, und es wird der Nothilfe nur zugute kommen, wenn dieses individuelle Tun wieder stärker in die Generallinie der Gemeinschaft fällt. Der persönliche Beitrag der Ordensleute kann sich nicht so sehr in unübersichtlichen Kleinspenden dartun, sondern in der *aufopfernden Leistung* und deren *ethischen Vertiefung* durch Liebe, Lauterkeit, Opfermut, Unbestechlichkeit, Unparteilichkeit und Geduld. Der Nothilfe ist ein ungeheurer Dienst getan, wenn sie hier ein Mitarbeiterkorps hat, das keine besonderen Ansprüche stellt, absolut verläßlich ist und bei der Arbeit bleibt, so daß die Erfahrungen mit ihren Einsichten und Einsparungen dem Ganzen auch wirklich gesichert bleiben.

Natürlich muß dieses Korps auch *in der Lage sein*, seine Aufgaben zu erfüllen. Es ist z. B. kaum anzunehmen, daß — aufs Große gesehen — eine Caritastat von Dauer durchgesetzt wurde, wenn man etwa in das Refektorium einer kleinen Niederlassung um jeden Preis eine Wohnpartei setzte; daraus kann sich vielmehr — gerade bei Frauen und im engen Raum — leicht eine nervenzermürbende Angelegenheit entwickeln, die allenthalben mehr schadet als nützt. Vielleicht empfiehlt es sich eher, caritative Arbeitsstellen zusammenzulegen und dadurch freiwerdende Objekte für Wohnungsuchende zur Verfügung zu stellen, als gänzlich auseinanderstrebende Interessengruppen unter ein ohnedies zu enges Dach zu zwängen. *Das Ethos* — der ehrliche, opferbereite Wille zur größeren Liebe und zum noch besseren Helfen — muß natürlich auch unter schwierigen äußeren Verhältnissen durchgehalten werden. In dem Buch „*Die Liebe höret nimmer auf* . . . (Das Wirken unserer Ordensschwwestern für Kranke, Arme und Kinder)“, das ich 1948 bei Herder-Wien herausgab, haben die größten caritativen Genossenschaften unseres Landes ein ergreifendes Zeugnis dafür abgelegt, daß sie den Geist dienender Liebe auch durch die Stürme der letzten Jahre zu tragen versuchten. Jede einzelne Ordensperson hat eine schwere Verantwortung für dieses Zeugnis und darf es weder durch ungute Praktiken noch durch grobe Unterlassungen, weder durch Enge noch durch Verständnislosigkeit gegenüber dem Gegenwartsmenschen unwirksam machen.

Innenleben

Außenstehenden mag so manches gerade am Innenleben der Orden fremd und unverständlich, sogar reformbedürftig vorkommen. Wir Ordensleute dürfen auch gar nicht daran denken, unsere reguläre Arkandisziplin zu durchbrechen und mit unseren Eigenproblemen auf den Markt der Öffentlichkeit zu gehen; am allerwenigsten, um Propaganda zu treiben oder gar externe Vota einzuholen. Das heißt nicht, daß wir allerlei schamhaft zu verbergen oder zu vertuschen hätten, sondern es spricht daraus der Wille zur Selbstbewahrung und — wo nötig — auch zur Eigenreform.

Der erste Eindruck von der Entwicklung und heutigen Lage dieser Innenwelt ist aber sicherlich ermutigend. Die Orden haben in unseren Jahren eine *schwere Bewäh-*

rungsprobe glänzend bestanden. Sie haben sich als krisenfest erwiesen und haben dem mannigfachen Zugriff der Verfolgung erfolgreich widerstanden. In ihrer Substanz sind sie intakt geblieben. Die Austrittsziffern gingen durchschnittlich über 1 oder 2 Prozent nicht hinaus. Hinrichtungen, Gefängnis und Repressalien blieben ebenso eindrucksschwach wie die Propaganda-Aktionen der NS-Frauenschaft oder SS. Die Sittlichkeits-Prozesse konnten niemand irremachen. Der gehässige Vorwurf der „Staatsfeindlichkeit“ hat auch die Arbeitsmoral und aufopferungsvolle Hingabe im Krankendienst nicht erschüttern können. Aus der Umstellung der Schwestern von Lehr- oder beschaulichen Orden auf Lazarettarbeit und Seelsorgehilfe haben sich keinerlei „Krisen“ von wesentlicher Bedeutung ergeben. Selbst der Bombenkrieg und die grauenvolle Aussiedlung nach Kriegsschluß sind psychologisch höchst ehrenhaft gemeistert worden.

Daß dies alles hier so herausgestellt wird, geschieht im Zusammenhang unseres Themas deswegen, weil damit wirklich eine *ganz große Leistung* vollbracht wurde, die der respektvollen Würdigung sicher sein soll. Woraus erwuchs diese imponierende Leistung? Gewiß spielen auch *äußere Faktoren* mit: die Propaganda-Mätzchen des Kulturkampfes waren zu plump und das Benehmen mancher Verwaltungsbeamter oder Ärzte zu armselig, um Eindruck machen zu können; die Ordensspitzen und Lokal-Oberinnen erwiesen viel Geisteskraft und Geschick in der Schwesternführung; der Segen der unbeirrbaren Caritasarbeit wirkte sich wohltuend im seelischen Bereich aus. Im übrigen aber beruhte diese Bewährung nicht auf Taktik oder Pädagogik, noch viel weniger auf Protektion oder Beziehungen, sondern auf den *Prinzipien des Ordenslebens* und den im Ordensstand wirksamen Gnadenkräften: auf Glauben und Übernatur.

Nach 1945 zeigten sich allerdings gewisse *Reaktionserscheinungen* auf diese unerhörte Beanspruchung der letzten zehn Jahre. Es war nicht möglich, nach Kriegsschluß einen gründlichen Erholungsurlaub und besonders wirkungsvolle Exerzitien einzuschalten, sondern die Beanspruchung ging pausenlos und mit neuen Anforderungen weiter. Wieder wurden Umstellungen nötig und Arbeitsgebiete mußten dazu übernommen werden. Nachwuchs blieb vorerst noch aus, und so waren Erschöpfungserscheinungen unvermeidlich; zunächst im körperlichen Bereich — wir verzeichnen in den letzten drei

Jahren unverhältnismäßig viele und plötzliche Todesfälle, aber noch mehr Zusammenbrüche der Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Es wundert uns nicht, daß sich die Ermüdung auch in seelischer, sogar religiöser Beziehung auswirkt: nervöse Störungen, die sowohl das Gemeinschaftsleben wie die innere Konzentration belasten; Nachlassen der Berufsfreudigkeit und der Herzlichkeit im Gebet; Schwierigkeiten im aszetischen Streben und in der zielbewußten Arbeit an sich selbst; Rückgang des caritativ-apostolischen Elans inmitten all der Überbeanspruchung und Mechanisierung.

Wir stehen hier vor *Teilvorgängen*, die sich im Gesamtvolk und gerade auch in der Frauenwelt als Nachkriegsschäden sehr empfindlich bemerkbar machen. Ein Blick auf die sozialen Frauenberufe, etwa die weltlichen Krankenschwestern, zeigt, daß diese mit schweren Krisen zu kämpfen haben; trotz der wackeren Führungsarbeit zielklarer Frauen und Einzelgruppen wird es im weltlichen Sozialberuf noch einige Jahre dauern, bis die Kriegswunden und Nachkriegsfehler ausgeheilt sind. Auch die Orden brauchen noch etwas Zeit, zumal sich die anregenden Auswirkungen der neuen Blutzufuhr jungen Nachwuchses hier vorläufig spärlicher und überhaupt langsamer einstellen. Aber sie haben dafür den unschätzbaren *Vorteil der Kontinuität und Selbstsicherheit*. Ein in der Verfolgungszeit nur noch bestärktes Kraftbewußtsein und die unerschütterte Gewißheit, auf dem rechten Wege zu sein, verschieben die Fragen der Taktik ins Grundsätzliche, dessen sie sich neu bewußt werden wollen.

Weiterentwicklung

Bei aller Bedeutung der Kontinuität, dank welcher frühere Einflüsse im heutigen Ordensleben noch lange nachwirken und als Unterströmungen in anders geartete Typen mitbestimmend eingehen, darf doch nicht übersehen werden, daß die meisten heute bestehenden Ordensgenossenschaften auf der weiblichen Seite einen Typ darstellen, dessen Gründung erst in das vorige Jahrhundert zurückgeht und dessen *Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist*. Jeder Ordenstyp braucht viele Jahrzehnte, mitunter sogar Jahrhunderte, zur Klärung, Entfaltung, Durchformung und Ausprägung seiner Idee, seiner Lebensform und Arbeitstechnik, seiner Aszetik und Persönlichkeitsbildung. Das galt seinerzeit auch bezüglich der benediktinischen oder franziskanischen Gruppe oder

bei den Regularklerikern. Die Genossenschaften, die im letzten Jahrhundert, meist zu caritativen Zwecken, nebeneinander gegründet wurden, haben trotz aller Unterschiede so viele gemeinsame Züge, daß man sie einander zuordnen kann und von einem einheitlichen Ordentyp (der modernen caritativen Ordensgenossenschaft) sprechen darf. Die Kirche selber ordnet die meisten Neugründungen bei der Approbation dem betreffenden Leittyp zu. Dieser moderne Typ ist aber noch nicht durchgeklärt und voll entwickelt. Gerade jetzt wäre es an der Zeit, die Summe aller Erfahrungen, Anregungen und Bemühungen des letzten Ordens-Jahrhunderts zu ziehen, um das Wesensbild der modernen caritativen Genossenschaften deutlicher werden zu lassen und seine gottgewollten Gesetzlichkeiten wertvoller auszuprägen (vgl. meinen Artikel „Die Grundfragen der Schwestern-Seelsorge“ in dieser Zeitschrift, 95. Jg., 1947, S. 317 ff.).

Es darf also nicht verwundern, daß das Bild dieser sich in der Mehrzahl befindlichen Genossenschaften noch nicht einheitlich und so eindrucksvoll ist, wie wir es erwarten und wünschen möchten. Bei dieser inneren Unsicherheit schwächt sich natürlich auch die eigene Geschlossenheit und die werbende, bzw. überzeugende Kraft nach außen. Es wird so eine wichtige Aufgabe der „Ordensreform“ sein, das *einheitliche Wesensbild* der modernen Genossenschaften wohlgedacht herauszuarbeiten und in den Orden selber noch stärker zum Bewußtsein zu bringen. Unter dieser Voraussetzung werden sich manche Probleme des Ordenslebens dann leichter lösen lassen. Hier liegt ein gutes Stück Arbeit sowohl für die Vorgesetzten wie für die Seelenführer dieser Ordensleute. Jenen wollen die Veranstaltungen für Ordensleitungen, neuerdings auch im Rahmen des Institutes für Caritas-Wissenschaft, Salzburg, behilflich sein. Mit der Erwähnung der Ordensseelsorger aber stoßen wir auf jene Seite des Reformanliegens, das mehr die Priester-Orden als solche betrifft.

Außerordentliche Seelsorge

Die männlichen Orden haben nicht nur in der außerordentlichen Seelsorge überaus verdienstlich gewirkt, sie haben sich auch innerhalb derselben immer wieder ihre eigentümliche Position erhalten. So ist es nicht verwunderlich, daß auch heute wieder die außerordentliche Seelsorge der Ordenspriester der Kritik ausgesetzt ist und entsprechende Reformwünsche geäußert werden. Tat-

sächlich darf die innere und persönliche *Problematik* der außerordentlichen Seelsorge nicht übersehen werden — am allerwenigsten von ihren Trägern selbst. Die außerordentliche Seelsorge erfaßt und bearbeitet das Außerordentliche. Sie steht im Ausnahmefall, im Ungewöhnlichen. Damit ist einerseits die Unsicherheit im Neuen verbunden. Man ist der Aufgabe unter Umständen nicht gewachsen und bewältigt sie nicht. Vorkenntnisse, Erfahrungen und Hilfen fehlen. Die außerordentliche Seelsorge kennt viele Nieten und kostet viel kostbares Lehrgeld. Es kommt dann eben auch vor, daß der außerordentliche Seelsorger persönlich an der ungewöhnlichen Aufgabe scheitert oder zumindest in Schwierigkeiten gerät; vielleicht, ohne es schnell gewahr zu werden oder zugeben zu wollen. Er flüchtet dann in leerlaufende Routine — in den inneren Widerspruch zu seiner eigentlichen Sendung. Um sich diese Schwäche nicht eingestehen zu müssen oder das Ungenügen auszugleichen, kommt es dann leicht zur Verorganisation und Mechanisierung. Der Apparat oder die Methode soll es schaffen. Die Seelsorge gerät in den *Naturalismus* äußerer Bemühungen — ins viele Gerede und Getue, in Psychologismen und Praktiken, in Reklamen und Propaganda. Oder das Ungenügen wird nach innen abgebogen; man flüchtet in Theorien und Kompetenzerörterungen, und verbirgt das nur schlecht hinter kritischen Erwägungen. Anstatt das Neue, den Notstand zu bewältigen, ging man an ihm selber zugrunde. Andererseits ist das Ungewöhnliche auch das Besondere. Die herrliche, eigenständige Ausnahme. So kommt es mitunter zur Absonderung, zur Eigenbrötelei. Diese wird rasch grundsätzlich vertieft zur Eigengesetzlichkeit, zum Sonderrecht. In harmloseren Fällen entsteht die Vereinsmeierei, ein mehr oder weniger eigennütziges Steckenpferd, ein Sonderling unter den Seelsorgern oder Pastoralmethoden. In ernsteren Fällen kommt es zur Rechtsanmaßung und zu Übergriffen. Erfolg bringt Macht und Stolz ein und damit den Beginn des Niederganges. Er beginnt mit Ausruhen auf den Lorbeeren, mit Bequemlichkeit gegenüber unkontrollierbaren Arbeitsaufgaben. Oder die Spezialisierung, die nach der ersten Eingewöhnung nicht mehr so viel Anstrengung erfordert, führt zur Seelenlosigkeit, zum Leerlauf. Der außerordentliche Seelsorger, der seine spezialisierte Sonderarbeit öfter wiederholen muß, macht es sich dann zu leicht, ringt nicht mehr um den persönlichen Einsatz. Er wird dabei aber auch

wirkungsarm. Das Korrektiv und Korreptiv durch das eigene Publikum fehlt meist. Man wollte herrschen und sollte dienen.

Mit den angedeuteten psychologischen Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb der außerordentlichen Seelsorge ergeben sich für die Kirche ja auch faktische *Pastoralprobleme* heikler und schwerwiegender Art, wie z. B. die Fragen nach der Tätigkeit in den wichtigen Rand- und Neulandgebieten und nach den Erfolgen dieser Tätigkeit, nach den Gesetzmäßigkeiten und Methoden der Neuheidenmission, nach Form und Inhalt der religiösen Vertiefung und Belehrung durch Unterricht oder Volksmission und Einkehrtage, nach der Rentabilität und Führung der Organisationen und Caritasbetriebe usw. Tatsächlich wogen um einzelne dieser Probleme tiefgehende — und teilweise schon lange — Auseinandersetzungen, oder es haben sich auf manchen Gebieten der außerordentlichen Seelsorge gewisse Leerläufe und Fehlleitungen ergeben. Die Kirche hat sich wohl davor gehütet, darüber „das Kind mit dem Bade auszuschütten“; vor allem deshalb, weil sie weiß, wie sehr es sich dabei weder um die Grundsatz- oder System-, sondern immer wieder um die Personenfrage handelt. Gerade wegen der psychologischen Gefahren der außerordentlichen Seelsorge fällt deren Hauptverantwortung ihrem Träger zu und wird zu einem permanenten Anliegen der „Ordensreform“.

Es wird eine wichtige und nützliche Aufgabe der neu aktivierten *Superiorenkonferenz* für Österreich sein, die entsprechenden Anliegen zu überprüfen und zu ihrer Meisterung sich gegenseitig behilflich zu sein. Eine öffentliche Diskussion darüber ist vorerst nicht angezeigt. Vielleicht können obige Ausführungen aber dazu beitragen, den ersten Auftrieb zu dieser Erörterung im internen Bereich zu geben.

Pastoralfragen

Trauungsansprachen. Was für uns Priester der Primiztag ist, ist für viele der Hochzeitstag. Ich erinnere die Brautleute gerne daran, daß sie ein der Priesterweihe ähnliches Sakrament, das Sakrament der Elternweihe, empfangen. Für diesen so bedeutungsvollen, feierlichen Augenblick gibt uns die Kirche für die Ansprache ein *Formular* in die Hand. Wie wirkungsvoll diese inhaltsreiche Ansprache sein kann, habe ich im Film „Der Engel mit der Posaune“ gesehen, wo der trauende Prälat diese